

Fritz von Unruh kommt

Aber sein Turm ist zerstört

Fritz von Unruh ist der erste deutsche Dichter, der auf die Einladung aus Deutschland erklärt hat: Ja, ich komme. Der Frankfurter Oberbürgermeister Walter Kolb hatte ihm einen Brief geschrieben und ihn gebeten, nach Frankfurt zurückzukehren. Jetzt kam die Antwort.

Das Schreiben Fritz von Unruhs ist datiert vom 28. Dezember und mit dem Absender New York City, 456 Riverside Drive, versehen. Es enthält einige wunderbare Sätze, und der schönste ist dieser:

„Wenn Sie, hochverehrter Herr Oberbürgermeister, einen würdigen Wohnsitz zur Verfügung stellen wollen, so möchte ich dazu bemerken: Jeder Wohnsitz, in dem heute würdig gebliebene Deutsche wohnen, wird auch gut genug für mich sein — und wäre es eine Ruine. Denn wer wie ich nun schon über 13 Jahre im Exil lebt, in Lagern und Flucht, der verlangt nur noch nach der einen Wohnstätte — nach jener, darin Gott und der Genius zu Hause sind.“

Fritz von Unruh gehört zu Frankfurt. Der preußische Offizier von einst, der im ersten Weltkrieg mit seinen Dramen gegen die preußische Erziehung rebellierte, ist später ein guter Bürger der liberalen Stadt Frankfurt geworden. Die Stadt hatte zwei uralte historische Türme ausgebaut und sie zwei großen Künstlern zum Wohnsitz auf Lebenszeit zur Verfügung gestellt: Paul Hindemith wohnte im Kuhhirtenturm und Fritz von Unruh im Rententurm. Die Nazis machten diesem „auf Lebenszeit“ ein jähes Ende.

Der Turm des Dichters Unruh ist ausgebrannt. Er lag am Main, mitten in jener Straßenzeile, dem Ufer, in dem die Gontards ihr Palais hatten, die Bankiersfamilie, die durch Hölderlins Liebe zu Frau Susette Gontard in die Literaturgeschichte kam. Und in der Marianne von Willemer lebte, die große Liebe des alten Goethe, seine Suleika des „West-östlichen Divans“. Und in der der sonderbare Herr Schopenhauer, der pessimistische Philosoph, mit seinem Pudel heimisch war.

Unruh, den viele junge Leute von heute nicht mehr kennen, gehörte in den Kreis der „Frankfurter Zeitung“. Die meisten seiner Dramen, von jenem berühmten Nachkriegsstück „Ein Geschlecht“ bis zu dem theaterskandalumtobten „Napoleon“, wurden in Frankfurt uraufgeführt.

Vergessen ist aber fast, daß Unruh eine Frau vom Todesurteil rettete. In der Mitte der zwanziger Jahre war in Frankfurt die Krankenschwester Flessa zum Tode verurteilt worden. Sie hatte den Frauenarzt Dr. Seitz in einem wilden Anfall von Eifersucht erschossen.

In einem öffentlichen Brief an die „Frankfurter Zeitung“ wies Fritz von Unruh auf einen Formfehler hin und forderte stürmisch eine Revision. Sie erfolgte.

Das erste Urteil wurde kassiert, und in einer schwierigen, langen Verhandlung wurde die von dem berühmten Rechtslehrer Prof. Sinzheimer verteidigte Krankenschwester zu einigen Jahren Gefängnis verurteilt. Sie wurde bald begnadigt und lebt heute unter einem anderen Namen.



Mit Pfeife und Pinsel ließ Timmermans sich oft fotografieren — hier mit seinem Jüngsten

Der Mann aus Lier

Dichter und Maler seiner Welt

Der flämische Dichter und Maler Felix Timmermans ist, 61 Jahre alt, verstorben.

In Hemdsärmeln, eine kurze Pfeife zwischen den fleischigen Lippen, die runde Stirn von einem ungezügigten Haarschopf überbuscht, den Pinsel in der Hand — so hat er sich am liebsten fotografieren lassen. Denn auch nachdem ihn seine Bücher als Erzähler berühmt gemacht hatten, gab er das Malen nicht auf.

Seit jener Stunde, da der Knabe stauend und beglückt in Antwerpen vor den Bildern des älteren Breughel gestanden hatte, ist die tiefe Bezauberung, die Verlockung nicht von ihm gewichen: von der Welt nicht nur in Büchern, sondern auch in Bildern zu reden.

Von der Welt — Timmermans ist in dem flandrischen Städtchen Lier geboren, und dieses Lier ist ihm nicht nur „seine“ Welt, sondern die Welt schlechthin. Natürlich gibt es auch jenseits der Provinzen Flanderns noch Welt, aber sie spielte für Timmermans keine große Rolle.

In Lier also ist Timmermans aufgewachsen, ein 13. Kind, Sohn eines Spitzenhändlers. Der Vater muß ein prächtiger Kauz gewesen sein. Von ihm hat der Malerpoet eingeständenermaßen seine Lust zum Fabulieren ererbt.

Als er 1910 mit seinem ersten Buche „Todesschatten“ vor die Öffentlichkeit trat, zeigte er sich als weltschmerzlicher Pessimist. Vorübergehend geriet er noch in das Gedankendickicht des Okkultismus. Mit dem Roman „Pallierter“, diesem von Lust und Leben strotzenden, in den kräftigsten Wortfarben gemalten Buche, kam er endlich ganz zu sich selbst.

Dann brach der erste Weltkrieg aus. „Durch dieses entsetzliche Desaster wurde ich umgeknickt. Ich hatte das Leben frisch und farbig gesehen und immer ge-

hofft, daß die Menschheit auf dem Wege sei zu mehr Lebensfreude und Brüderlichkeit. Das platzte wie eine schöne Seifenblase.“

Aber inmitten dieses Elends wurde das „Phantasiekind“ in seinem Inneren wieder wach. Er schob alle schrecklichen Kriegsvisionen beiseite und schrieb, den Faden väterlicher Fabulierlust weiterspinnend, „Das Jesuskind in Flandern“.

Seitdem ist der Mensch und Künstler Timmermans in einer guten Schwebelage geblieben mit sich und der Welt. Was in der Zeit geschah, erschütterte ihn nicht mehr. Er rückte sich aus ihr heraus und schuf sich eine eigene Welt, eine Welt bürgerlich-bäuerlicher Idyllik, in der eine naive Gottseligkeit sich mit der sinnhaftesten Erdenfreude verträgt.

In staunenswerter Fruchtbarkeit schrieb er nun: „Die Delphine“, „Der Pfarrer vom blühenden Weinberg“, „Franziskus“, „Bauernpsalm“, die Geschichtensammlungen „Das Licht in der Laterne“ und „Die bunte Schüssel“ usw., alle diese Bücher schildern in ihrer Kraft und Frische, ihrer Schlichtheit und Lebensfülle nicht nur Land und Leute, sie feiern das zeitlose Flandern, sie geben der Heimat zurück, was der Dichter von ihr empfing.

So ist es auch begreiflich, daß Flandern seinem malenden Poeten die freilich mehr als 13 Jahre zurückreichende Freundschaft und Zuneigung zu Deutschland verlieh. Es sieht in ihm weiter einen Bewahrer und Erneuerer seiner großen literarischen Tradition.

13 Francs für die Academie Goncourt

Preis für die größte Fehlleistung

Zu den vielen Preisen, die es in Frankreich auf dem Gebiete der Literatur gibt, ist ein neuer hinzugekommen. Es ist nicht geradezu wieder ein Literaturpreis, aber er gehört immerhin in diese Kategorie.

Die französischen Literaturpreise, die jährlich verteilt werden, werden in den

meisten Fällen nicht von amtlichen Stellen vergeben, sondern in der Mehrzahl von Stiftungen, Vereinigungen oder Verlegern. Es ist kein Geheimnis, daß die Entscheidungen der Preisrichter oft Widerspruch hervorrufen.

Literaturkenner üben nicht selten Kritik daran. Sie sagen, die Preisrichter machten es sich zu leicht. Es ist auch schon behauptet worden, die Preisrichter hätten die Bücher gar nicht gelesen, denen sie die Palme des Sieges zuerkannten.

Nun haben sich in Paris elf Journalisten, Feuilletonredakteure und Literaturkritiker zusammengefunden, um ihrerseits einen Preis zu vergeben. Der Preis ist nicht für Schriftsteller bestimmt, nicht für ein literarisches Erzeugnis. Dasjenige Preisrichterkollegium soll ihn haben, das die schlechteste Entscheidung eines Jahres getroffen hat.

Die elf Herren haben nicht gezögert, den eben gestifteten Preis alsbald zu verteilen. Sie erkannten ihn mit unbezweifelbarer Stimmenmehrheit der Academie Goncourt zu.

Der Preis, wie alle anderen ein Geldpreis, kam durch eine Sammlung zustande, welche das neue Preisrichterkollegium unter sich veranstaltete. Er erreichte die Höhe von 13 Francs. Dieser bemerkenswerte Betrag wurde dem Präsidenten der Academie Goncourt unverzüglich durch Postanweisung gesandt.

UNIVERSITÄTEN

Wichtige Fragen - nüchternes Bild

Studenten beraten unter 6 Wappen

Sechs Pappwappen von Hochschulorten hingen an der grau bespannten, mit Goldgirlande (alter Jugendstil oder Jungengeneration-Stil?) abgesetzten Stirnwand. Sie sollten dem düsteren, ungemütlichen Tagungsraum des II. Studententages der britischen Zone in Hamburg ein zweckbestimmteres Aussehen geben.

Alle deutschen Hochschulen, auch alle ostdeutschen, waren vertreten, mit Ausnahme von Mainz, Freiburg, T. H. Dresden und Akademie Freiberg i. Sa. Ihre Delegierten kamen in der Diskussion sehr bald zu Wort, sie gaben ihr Gewicht und Gepräge. Mehr noch: sie wurden in Fragen von politischer Tragweite und Tagesnähe als voll stimmberechtigt zugelassen.

Der Koordinierungsausschuß mit dem Sitz in Berlin, der zur umgehenden Vorbereitung eines gesamtdeutschen Studententages beschlossen wurde, war nur der Schlußstrich unter eine Entwicklung, die sich in den drei Tagen (und nicht erst in Hamburg) angebahnt hatte. Zwei Vertreter, zusätzlich eine Frau, werden aus jeder Zone in den Ausschuß entsendet.

Auch wenn die Abstimmungszeremonie es gerade wollte, daß die Delegierten stehend mit Handhochheben ihren Willen bekundeten, blieb das äußere Bild dieses gewiß nicht unwichtigen Augenblicks nüchtern, zeit- und jugendgemäß. Und der Zuruf „Rüti-Schwur“ nur eine unbeachtete Randbemerkung.

Dennoch ist dies ein Politicum. Heß (Berlin) hatte zuvor auf der Tagung erklärt, durch die Teilnahme der Ostuniversitäten sei wirklich etwas Entscheidendes gegen



Bei den Abstimmungen ging es auf der Hamburger Studententagung lebhafter zu

das gefährliche Wort von dem eisernen Vorhang getan worden.

Mehr als einmal wurden in den Verhandlungen die Zonengrenzen zwischen Ost und West spürbar. Der aktive Offizier („Ausweichberuf vor Naziterror“), der Arbeiterstudent (man solle besser „Volksstudent“ oder „Auslesestudent“ sagen, meinte einer aus dem Osten) waren einige der Themen an denen sich die Gemüter besonders erhitzen.

Frege (Göttingen), der bisherige Zonenratsvorsitzende (der neue wird am 11. Februar in Hannover für ein Jahr gewählt, der Sekretär soll hauptamtlich angestellt werden), zeigte in seiner Eröffnungsrede Sachlichkeit, Sachkenntnis und klare politische Haltung. „Wir erkennen die Nürnberger Statuten an, aber hoffen, daß die Methoden der Gewalt und des Hasses aus der Welt verschwinden. Wie können wir sonst glauben, daß nicht Macht, sondern Recht regiert“.

Der neue Sprecher des Göttinger Asta, stud. jur. Axel von dem Bussche, bewährte sich in seiner ruhigen, auf das Wesentliche konzentrierten Art oftmals als Retter der Diskussion. Bussche, schwerkriegsbeschädigt, ist verschiedentlich schon in die öffentliche Diskussion gezogen worden, weil er einmal Major war. Er gehört zu den Mitwissern des Kreises vom 20. Juli. Der Rektor von Göttingen bezeichnet ihn als „einen unserer aufgeschlossensten Studenten“.

Die Hamburger Gruppe, Hans-Christian Albrecht, jur., studentischer Sprecher in der Bürgerschaftsvertretung, Conrad Ahlers, immer sprunghaft, Dr. med. Jochheim, erwies sich als besonders referatfreudig. Von den Münsteranern, die ob ihres Ernstes, ihrer Sachlichkeit und ihres geschlossenen Auftretens schon in Göttingen aufgefallen waren, holte sich stud. med. Edith Schäfers dank ihrem gut durchdachten und erarbeiteten Referat und der menschlichen Wärme, die dahinter stand, besonderen Beifall.

Die Berliner machten einen besonders reifen Eindruck: der lange Heß, stud. med., und sein politischer Freund Stolz von der Studentischen Arbeitsgemeinschaft an der Universität Berlin, der künftige Wirtschaftingenieur Landé, der Typ des Intellektuellen, der in der Debatte besonders geschickt zu formulieren wußte.

Schließlich: Herbert Theuerkauf, der als „Studiosus“ im „Start“ schreibt, dem „Illustrierten Blatt der jungen Generation“. Der Mann, der, nach seiner politischen Überzeugung leichter zu identifizieren als nach seiner Fakultät, mit spitzer Feder öfter dem Westen „Schnitzel“ serviert.

RUNDFUNK

Wellen der Erregung um Welle 332

„In Hamburg haben sie einen Tick“

Die Kölner wollen ihre eigene Welle. Sie sind des Hamburger Tons im Nordwestdeutschen Rundfunk nun gründlich satt.

Der Nordwestdeutsche Rundfunk in Hamburg hat zwei Filialen: Eine ältere in Köln, eine jüngere in Berlin. Zu dritt bestreiten sie ein Gemeinschaftsprogramm auf einer Welle. Das heißt in der Programmgestaltung: teilen. Teilen fällt immer demjenigen schwer, der abgeben soll. Und Hamburg soll abgeben, fordern die erzürnten Kölner.

Am ersten Weihnachtsfeiertag beispielsweise durften die Hamburger elf Funkstunden gestalten, die Berliner fünf und die Kölner eindreiviertel. Das Verhältnis ist inzwischen freilich ein wenig ausgeglichener geworden. Am Samstag steht es vierzehn zu vier für Hamburg. Man hört mithin viel zuviel aus Hamburg und viel zuwenig aus Köln, sagt man in Köln.

Die Wellen der Erregung um die Hamburger Welle (332 m) schlagen hoch. Der Chef des Kölner Nachrichtenamtes, Dr. Hans Schmitt, kämpft mit spitzer Feder gegen die Hamburger Funkmannschaft:

„Köln muß heraus aus dem Hamburger Zentralismus, heraus aus der Bevormundung.“ Köln fordert wieder eine eigene Welle, und solange das nicht erreichbar ist, feste, eigene Stunden im Tagesprogramm.

Köln fährt jetzt Geschütze schwerster Kritik an den Hamburger Sendungen auf. So heißt es bei Dr. Schmitt in der „Rheinischen Zeitung“: „Gewisse jugendliche Debütanten, die jetzt mitdirigieren dürfen, drückten noch die Schulbank, als...“

Und: „In Hamburg haben sie einen Tick. Funkisch nennen sie das, die funkische Form. Sie ist absoluter Unsinn“. Funkisch dünke den Hamburgern beispielsweise das Zwiegespräch, die Unterhaltung zu zweit und zu dritt.

„Schön, einmal läßt man es sich gefallen. Jetzt aber wimmelt es von Disputen am runden Tisch, die auch oft recht unbeholfen und unreif sind...“

„Wir wollen in idealen Wettstreit treten, Hamburg und Köln, dann können wir uns kameradschaftlich die Hand geben. Nicht eher ist die Atmosphäre entgiftet.“ So schließt der Kölner Nachrichtenmann.